



Sonderbeilage zum Rundbrief 1/ 2018

Von Seesen über Hamburg in die Welt - Über die 200-jährige Geschichte des Reformjudentums



Von Günther B. Ginzel

Günther B. Ginzel gehört zu den Pionieren des Gesprächs von Juden, Christen und Muslimen in Deutschland. Jüdischer Vorsitzender der AG Christen-Juden beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Mitgründer der Internationale Friedensschule Köln. Ausgezeichnet unter anderem mit dem Rheinlandtaler und dem Bundesverdienstkreuz.

Erzähler:

Es war ein herrlicher Spätsommertag im Jahr 2006, ein Tag, den ich nicht vergessen werde. Was geschah, galt bereits zu diesem Zeitpunkt als historisch, eine Zäsur in der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte. Mit Bedacht war für dieses Ereignis der Osten Deutschlands gewählt worden: die Kulturmetropole Dresden.

Sprecher:

Es war auch eine Anerkennung für diese oft winzigen Gemeinden der früheren DDR, die trotz schwierigster Bedingungen die rund zweihundertjährige Tradition jüdisch-liberalen Lebens und Betens aufrecht erhalten hatten.

Erzähler:

Und so hatte sich eine große Festgemeinde in der neu erbauten Synagoge am Elbufer eingefunden. Eine Prozession von 16 Rabbinern, eingehüllt in ihre schwarzen Talare, um die Schultern lange Gebetsmäntel, begleiteten die drei jungen Männer in das Gotteshaus.

Sprecher:

Die Drei waren Absolventen des erst 1999, also 7 Jahre zuvor gegründeten Abraham-Geiger-Kollegs in Potsdam. Dieses erste Rabbinerseminar der Bundesrepublik hat die Aufgabe, Rabbiner und Rabbinerinnen für die liberalen Gemeinden auszubilden.

Erzähler:

Der Einzug war feierlich, Trompetentöne erschallten, die Orgel spielte auf. Ein gemischter Chor stimmte einen Choral an. Die Stimmung war irgendwie „besonders“. Große Freude, ja, aber auch so etwas wie Wehmut schwang da mit. Rund 70 Jahre mussten vergehen, seitdem die einst so renommierten Rabbinerseminare von Berlin und Breslau im Dritten Reich zerschlagen worden waren. Sichtlich bewegt und zugleich erschüttert wandte sich einer der bedeutendsten Rabbiner des liberalen, des progressiven Judentums, der in den USA lebende Rabbiner Prof. Walter Jacob an die drei Kandidaten. Er sagte:

Sprecher:

„Ich bin in ununterbrochener Folge in der 16. Generation meiner Familie Rabbiner. Doch ich bin der erste, der nicht in Deutschland amtiert. Meine letzte Erinnerung an Deutschland? Ich war neun Jahre alt. An der Hand meines Vaters verließen wir dieses Land. 1939, vertrieben aus der Heimat. Lange konnte ich mir nicht vorstellen, noch einmal zurückzukehren in das Mutterland der jüdischen Reform. Und jetzt stehe ich hier, um die ersten Rabbiner, die nach der Schoa in diesem Land Deutschland ausgebildet wurden, zu begrüßen.“

Erzähler:

Er legte jedem seine Hände auf die Schultern, segnete die Drei, die ihre Tränen nicht zurückhalten konnten. Viel kam in dieser Szene zum Ausdruck. Die Erinnerung an die leidvolle Vergangenheit, der hoffnungsvolle Neubeginn, der Wille zu Kontinuität. Vielleicht auch Zweifel: hat das, was wir hier tun, Sinn? Ist es richtig? All das sind Elemente jüdischer Existenz in diesem Land. Deutschland und Judentum – das ist eine besondere Beziehung, die oft von jüdischer Begeisterung und Bewunderung für den „deutschen Geist“ geprägt war. Wie vor genau 200 Jahren als in Hamburg ein neues Kapitel in der fast 2000jährigen Geschichte der Juden hierzulande aufgeschlagen wurde. 65 sogenannte „Hausväter“ gründeten 1817 den Tempel-Verein, errichteten später eine Synagoge und führten ein neues Gebetbuch ein.

Sprecher:

Im Für und Wider dieser Neugründung entstanden in Deutschland alle modernen jüdischen Bewegungen, die heute die Mehrheit der jüdischen Gemeinden weltweit bilden. Gemeint sind damit die Reformbewegung, die sich später liberal nannte, heute international „progressiv“ genannt wird, die konservative Bewegung und als Reaktion auf die neuen Strömungen die moderne Orthodoxie. Alles hängt miteinander zusammen, alles entstand aus dem gleichen Zeitgeist und der war zutiefst deutsch geprägt.

Erzähler:

Will man verstehen, was damals begann, was heute ist, was in diesem jüdischen Pluralismus allen gemeinsam ist und was sie unterscheidet, muss man bei den Anfängen, beim Grundsätzlichen beginnen, auch, um den Schutt alter und neuer Polemik beiseite zu räumen. Bevor ich nun als überzeugter liberaler Jude auf wichtige Unterschiede eingehe, möchte ich zunächst ausdrücklich die gemeinsamen Fundamente betonen.

Sprecher:

Die Autorität der Bibel wäre in diesem Zusammenhang zuerst zu nennen - ob nun als Wort Gottes buchstäblich empfangen oder durch göttliche Inspiration interpretiert.

Erzähler:

Es ist der Glaube der Juden an den einen, einzigen, unsichtbaren Gott. Dieser ist kein Mensch und doch Vater und Mutter aller Menschen.

Sprecher:

Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass Gott als der Befreier und Retter angesehen wird. Seit den Zeiten der Bibel gründet sich darauf die Hoffnung: Gott, der die Vorfahren aus der Sklaverei befreite, gab seinem Bundesvolk die Zehn Gebote und die Schrift, die Lehre, die Fünf Bücher Mose, die Tora: das geistige Grund-Gesetz Israels.

Erzähler:

Gemeinsam ist auch die Geschichte des immer neuen Scheiterns Israels, des Niedergangs, aber eben auch der Rückkehr und des Neubeginns. Dazu zählt auch die Überzeugung und Erfahrung, dass Gott in der Geschichte Israels wirkt; dass ohne göttlichen Eingriff diese kleine Gemeinschaft, die heute etwa 16 Millionen Menschen zählt, wohl kaum die Jahrtausende hätte überleben können.

Sprecher:

Das Judentum erzählt die Geschichte einer immer währenden Reform.

Erzähler:

Gemeinsam ist allen Juden die dankbare Erinnerung an die wohl wichtigsten Reformer des Judentums. Damals, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als die Römer den Tempel zerstört hatten und das Ende Israels gekommen schien. Da waren es die pharisäischen Lehrer und ihre Nachfolger, die nach der nationalen und religiösen Katastrophe das rabbinische Judentum schufen - ein Leben ohne Land und ohne Tempel und ohne irdisches Zentrum. Die Tora wurde zum Zentrum und ist es bis heute geblieben: eine stets „mitwandernde Heimat“. Die Opferzeiten im einstigen Tempel wurden nun zu den Gebetszeiten in der Synagoge, dem Versammlungshaus. Bewusst sprach man nicht von neuen Tempeln. Der Tempel war in Jerusalem. Das Opfer selbst wurde ersetzt durch die Religion der Tat. Statt Rauch- und Feueropfer zählten nun „Taten der Liebe“. So schufen die Gesetzeslehrer über Jahrhunderte hinweg und ihre Nachfolger den Zaun des Gesetzes, der Halt bot. Viele Gebote waren darunter, die nicht in der Bibel stehen, wohl aber dem Zwecke dienen sollten, die Lehre der Bibel zu befolgen. So entstand auch die Gesetzestradiation der Halacha, die zur mündlichen Tora erklärt wurde. Ein komplexes System wurde geschaffen mit Geboten, die sich allenfalls auf die Bibel berufen konnten, wie etwa die Speisegesetze. Es waren und sind Traditionen, von denen viele nicht wissen, dass sie erst im Mittelalter begründet wurden. Zum Beispiel das Tragen einer Kopfbedeckung, der Kippa, das Verbot der biblisch erlaubten Verlehe, die Einführung eines „Jahrzeittages“ im Gedenken dann die Verstorbenen.

Sprecher:

Welche Auswirkungen hatte die Judenfeindschaft?

Erzähler:

Mit dem Erstarken der Kirche im 3./4. Jahrhundert begann ein Prozess der sozialen Ausgrenzung, Entrechtung und Diffamierung. Ein Prozess, der sich jahrhundertlang hinzog. Schließlich wurden die Juden aus vielen Städten verbannt oder in Gettos zusammengepfercht. Juden wurden von der christlichen Gesellschaft radikal getrennt.

Erzähler:

Wie konnte vor diesem Hintergrund nun ein modernes Judentum entstehen? Die Antwort fällt ganz einfach aus: Weil sich die Umwelt änderte! Gunter Plaut, einer der Großen im liberalem Judentum, vor rund einem Jahrhundert in Deutschland geboren, urteilte über diese „neue Zeit“:

Sprecher:

„Traditionen, die gestern noch heilig waren, wurden in Frage gestellt. Erlaubt und Verboten, Ja und Nein, waren nicht mehr klar voneinander zu trennen – die französische Revolution war ansteckend, das Zeitalter der Aufklärung und Romantik war in vollem Schwung.“

Erzähler:

Der Mensch wurde als vernunftbegabtes Wesen verstanden. Menschenrechte, Bürgerrechte sollten für alle gelten. Auch für die Frauen, die Unterdrückten, die Bauern, die Arbeiter - und, ja, auch für die Juden. Bestürzt erkannten einige Juden damals, dass sie über die Jahrhunderte hinweg in ein geistiges Getto geraten waren.

Sprecher:

Der bedeutende Rabbiner Max Joseph bemerkte in diesem Kontext: „Das Judentum hatte gerade in den letzten Jahrhunderten vor Mendelssohn, in der Zeit gänzlicher Abschließung von der eben jetzt kulturell mächtig aufstrebenden Umgebung ... in wissenschaftlicher und allgemein kultureller Beziehung den größten Tiefstand erreicht und war unter dem Einfluss ... von phantastischen Vorstellungen und bergläubischen Bräuchen reichlich gesättigt.“

Erzähler:

Geradezu revolutionäre Vorstellungen keimten auf. So auch bei Israel Jacobson.

Sprecher:

Der Halberstädter Israel Jacobson, ein angesehener und vermöglicher Mann, beseelt von prophetischer Einsicht und Energie, war so etwas wie der Spiritus Rector jüdischer Erneuerung, wie der Rabbiner Gunther Plaut feststellte.

Erzähler:

Jacobson war begeistert von den Ideen der deutschen Reformpädagogik. Und so arbeitete er anfangs im Geheimen bis zur Gründung der ersten reformpädagogischen jüdischen Schule, 1801, die neben religiösem Wissen schwerpunktmäßig auf weltliche Fächer ausgerichtet war. Seine „Religions- und Industrieschule“ war zudem die erste jüdische Schule, die christliche Kinder aufnahm. 1805 wurde sie als die erste interkonfessionelle Simultanschule offiziell anerkannt. Nicht weniger revolutionär war die zweite Tat:

Sprecher:

Der Reformierung der Bildung folgte die Reformierung des Gottesdienstes.

Erzähler:

Nun muss man wissen, dass ein synagogaler Gottesdienst im Prinzip ein reiner Wortgottesdienst ist. Nichts sollte vom Wort ablenken. Rabbiner Plaut sagte:

Sprecher:

„Aufgeklärte Juden fanden die alten Gebräuche veraltet und unbrauchbar für die neue Zeit und ihre Forderungen. Sie besuchten zum ersten Mal Gottesdienste in protestantischen und katholischen Kirchen und bewunderten die Ordnung und den Anstand, die dort herrschten. Sie hörten nicht nur wie eine große Orgel Johann Sebastian Bach intonierte, sondern auch einen vielstimmigen Gemeindegesang, den die Synagoge nicht kannte. Den größten Eindruck aber machte die deutsche Predigt, die der Gemeinde moralische Richtung geben konnte, etwas, was im bet ha-knesset, dem Haus der Versammlung, der Synagoge, vollständig fehlte.“

Erzähler:

Jacobson errichtete eine Schulsynagoge und führte erstmals eine radikal veränderte Liturgie ein. Was war daran neu?

Sprecher:

Gebet wird jetzt überwiegend auf Deutsch. Eine Predigt wird eingeführt und ebenfalls auf Deutsch gehalten. Neu war auch eine

Konfirmation, die tatsächlich, wie bei den Protestanten "Konfirmation" hieß. Und die anders als die jüdische Bar Mizwa, nicht nur den Jungen vorbehalten war, sondern den Übergang der Jugendlichen zur religiösen Mündigkeit in einer gemeinsamen Gruppe von Jungen und Mädchen zelebrierte.

Erzähler:

1815 gründete Jacobson in Berlin eine Privatsynagoge nach dem Seesener Vorbild. Der Prediger dieser Synagoge, Eduard Kley, siedelte 1817 nach Hamburg über, mitsamt seinen Berliner Erfahrungen. In der Hansestadt wird er zum Leiter der neu gegründeten Israelitischen Freyschule berufen. Seine sonntäglichen Predigten waren so erfolgreich, dass noch im gleichen Jahr der „Neue Israelitische Tempelverein“ gegründet wurde. Ein Jahr später bezieht der Verein den Betsaal und führt ein neues Gebetbuch nach Seesen-Berliner Vorbild ein. Auch Orgel wird künftig während dieser neuen Gottesdienste gespielt.

Sprecher:

Aber sobald sie es begannen, wurden sie von traditionellen Gläubigen angegriffen und verurteilt. Alle ihre Reformversuche wurden als christlich bezeichnet und daraufhin verboten. Sogar von heidnischen Bräuchen war die Rede.

Erzähler:

Die Aufregung, der massive Widerstand der orthodoxen Rabbiner machte dieses Experiment letztendlich berühmt - und so markiert es die Geburtsstunde der jüdischen Reformbewegung. Was aber löste die Aufregung aus?

Sprecher:

Die Hamburger „Hausväter“ vermieden den Begriff Synagoge - und das hatte aus ihrer Sicht einen Grund.

Erzähler:

Sie wollten deutlich machen: der Tempel von Jerusalem, die Erinnerung an Zion, waren für sie überholt. Ihr Tempel stand nun in Hamburg. Deshalb strichen sie alle Gebete, die vom Traum einer messianischen Erlösung handelten.

Sprecher:

Die Reformbewegung insgesamt hat sich von dieser Radikalität wenige Jahrzehnte später bereits deutlich distanziert. Auch nach außen hin, als sie seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland immer mehr Anhänger fand. Wir sprechen seither von liberalen Gemeinden, von einem weltoffenen, progressiven Judentum. In den heutigen liberalen Gemeinden mit insgesamt zwei Millionen Mitgliedern in 40 Ländern gehören die Gebete voller messianischer Hoffnung ganz selbstverständlich zur jüdischen Liturgie und Identität dazu.

Erzähler:

Musikinstrumente hatten die G“ttesdienste im Jerusalemer Tempel begleitet. Die Leviten hatten u.a. die Aufgabe gehabt, die Zeremonien mit Gesängen zu begleiten. Ein Verbot fiel den Gegnern der Reform daher schwer - so wurde die moderne Synagogalmusik als „Nachäffen christlichen Brauchtums“ diffamiert. Doch ohne Erfolg. Die Orgel und Musikinstrumente gehören in vielen liberalen Gemeinden zum Schabbat-g“ttesdienst. Musik, vorgetragen von Kantoren und Chören gehört mittlerweile auch in einer Vielzahl orthodoxer Gemeinden zu einem Festg“ttesdienst.

Sprecher:

In welcher Sprache beten wir?

Erzähler:

Das Hebräisch, das loschen hakadosch, die heilige Sprache, war von Alters her die Sprache des Gebets. Im Alltag benutzte man die jeweilige Landessprache: in Deutschland seit etwa dem Jahr 1000 das Deutsche, das sich in der Absonderung von der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft zum Jiddischen entwickelt hatte. Hebräisch war die universale Sprache des Glaubens. Die Ablehnung des Hebräischen führte zur Spaltung der jungen Reformgemeinde. Es folgte eine Reform der Reformbewegung: die konservative Richtung entstand. Ein nur auf Deutsch gehaltener G“ttesdienst konnte sich nicht durchsetzen. In den liberalen G“ttesdiensten existiert heute eine Mischung. Die Predigt auf Deutsch, die zentralen Gebete auf Hebräisch.

Sprecher:

Die Stellung der Frauen ist ein weiterer Streitpunkt.

Erzähler:

Die Frauenfrage spaltet besonders deutlich das progressive Judentum von der Orthodoxie. Auch wenn es mehr als 100 Jahre dauerte, bis sich die Gleichberechtigung auch in der liberalen Gemeindepraxis durchgesetzt hatte, so ist doch seit einem halben Jahrhundert eine völlige Gleichheit der Geschlechter selbstverständlich. Ebenso verhält es sich seit einigen Jahren mit den gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Das führt seit einigen Jahren zu einer erbitterten Auseinandersetzung zwischen der liberalen Bewegung v.a. Amerikas und dem Staat Israel, genauer: mit der derzeitigen Regierung und den sie mittragenden ultraorthodoxen Parteien.

Sprecher:

Im Kern geht es um das Gebet an der Westmauer des ehemaligen Tempels, der sogenannten Klagemauer. In diesem Bereich hat die jüdische Orthodoxie das Sagen. Doch die rasant wachsende liberale Gemeinschaft in Israel kämpft um das Recht, auch in liberaler Tradition an dieser zentralen Stelle des Judentums beten zu dürfen.

Erzähler:

Dabei geht es nicht einfach nur um die Frage, ob Frauen und Männer gemeinsam beten, ob Frauen die Tora halten und aus ihr lesen dürfen. All das lehnt die Orthodoxie ab. Der Streit lässt sich aus meiner Sicht klar benennen. Die orthodoxe Seite möchte ihre Werte und Traditionen selbstbewusst verteidigen. Die liberale Bewegung stellt hingegen die Machtpositionen der international betrachtet orthodoxen Minderheit in Frage. Die Schroffheit mit der Orthodoxie alle anderen Formen des Judentums als unjüdisch ablehnen, erinnert fatal an die Auseinandersetzungen vor 200 Jahren. Die Intensität der Auseinandersetzung birgt zum ersten Mal in der Geschichte des Staates Israel die Gefahr einer Beschädigung des Verhältnisses zwischen Israel und der mehrheitlich liberaljüdischen Diaspora. Denn es geht um Grundsätzliches! Wortwörtliche Auslegung des Gesetzes oder Ethik? Was ist uns wichtiger? Das gesamte Heilige

Land zu besiedeln oder die jüdische Friedensethik zu beachten, die ihrerseits Gerechtigkeit auch für die Palästinenser fordert? Vor allem die israelischen liberalen Gemeinden stehen der Siedlungspolitik distanziert gegenüber. Und manch einer handelt so, wie es ihm seine liberale jüdische Moral eingibt, betont der emeritierte Professor Raphael Walden.

Sprecher:

„Seit vielen Jahren beladen ich und weitere Ärztekollegen zwei kleine Lastwagen. An fast jedem Schabbat. Dann fahren wir in die entlegensten palästinensischen Dörfer.

Wir helfen als Mediziner, als Israelis, als gläubige Juden.“

Erzähler:

Was vor zweihundert Jahren in Hamburg begann, nämlich die Öffnung des Judentums zur Moderne, fand in Deutschland und der Welt breiten Widerhall. Es bleibt zu hoffen, dass man sich trotz der Unterschiede auch daran erinnert, dass sich um 1900 selbstständige orthodoxe und liberale Gemeinden in Deutschland zu einer praktischen Zusammenarbeit bereitfanden. Damals wie heute ist der Pluralismus keine Gefahr, sondern ein Segen: Jeder kann die Synagoge finden, die seinen Vorstellungen entspricht.

Zum Autor:

Günther B. Ginzel, Publizist aus Köln, ist seit Jahrzehnten im jüdisch-christlichen Dialog aktiv

Mit freundlicher Genehmigung durch



Glaubenssachen Sonntag, 3. Dezember 2017